

Allerlei Inschriften und sonstige Kuriosa

Autor(en): **Rosenthal, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635413>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

griff genommen. Man verwendete dabei Gubel-Menzingerstein, für die feineren Partien Oberkirchner-, im Innern auch St. Margarethen- und Ostermündinger-Sandstein. Der Ausbau kostete rund Fr. 420,000. Am 25. November konnte der letzte Stein der Kreuzblume gesetzt werden. (Schluß folgt.)

Quellen obiger Darstellung: Dr. B. Gaendle und A. Müller, „Das Münster, Festschrift zur Vollendung der St. Vinzenzkirche“, und Ed. v. Rodt, Bernische Kirchen, beide Werke im Verlag A. Francke erschienen. Diesen beiden Werken entstammen auch die Klischees auf Seiten 102 und 104.

Allerlei Inschriften und sonstige Kuriosa.

Von Bergingenieur L. Rosenthal (Basel).

An den Außenwänden oder im Balkenwerk alter Häuser, in ihren Wohnräumen, Trinkstuben, an steinernen Torbögen oder Grabsteinen, liest man oft wunderliche, meist gereimte Denk- und Sinnprüche, Betrachtungen aller Art, bald ernst, bald launig, denen aber nicht selten tiefe Lebenswahrheiten zugrunde liegen.

Von den Hausinschriften, mit denen wir uns zunächst befassen werden, dürften einige schon dem Leser bekannt sein, nichtsdestoweniger aber wollen wir sie zu Nutz und Frommen derer, die sie hier zum ersten Male erblicken, nicht weglassen. Und wer von ihnen weiß, frischt dadurch vielleicht gern seine Erinnerung auf.

In den niederländischen Landen, wo fast immer das große Scheunentor den Eingang zum Hause bildet, zeigt der obere, leicht gekrümmte Balken des ersteren meist nur den Namen des Erbauers und Besitzers nebst dem seiner Ehefrau. Unzähligmals wiederholt sich da derselbe Satz, z. B.: „Jürgen Knippsscheer und seine Ehefrau Fieten“, geb. 1684.“ Namen und Jahreszahl lauten natürlich jedesmal anders. — Auf Originalität kann diese stereotyp wiederkehrende Rundgebung selbstredend keinen Anspruch machen. Aber hie und da findet der Wanderer auch sinnige Spruchweisheiten in den Tor- oder Mittelbalken der Häuser eingeschnitten. Gewiß ist es keine alltägliche Plattheit, wenn es da heißt:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Schon vor mir war ein anderer drein,
Nach mir wird wieder ein anderer sein,
Wie kann ich sagen: Das Haus ist mein.“

Oder wenn ein dörflicher Faust philosophiert:

„Ich komme, weiß nicht woher —
Ich gehe, weiß nicht wohin —
Verschlossen bleibt mir des Lebens Sinn,
Mich wundert's, daß ich so fröhlich bin.“

Wieder ein anderer bemerkt:

„Wer sein Haus baut an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen.
Der eine betracht's,
Der and're acht's,
Der Dritte belacht's,
Der Vierte veracht's.
Was macht's?“

In Gröbming, einem obersteirischen Städtchen, sah ich an einem Hause eine Malerei, die obwohl schon alt, doch von dem bauerischen Künstler ganz nach Art der heutigen Futuristen und Kubisten an die Wand gepinselt war. Einfach scheußlich. Man erblickte da den heiligen Florian, den Schutzpatron gegen Feuersnot, wie er einen Eimer voll Wasser auf ein brennendes Haus gießt. Darunter standen die Worte:

„Heiliger St. Florian,
Du kreuzbraver Mann,

*) so viel wie Sophie.

Verschone unsere Häuser,
Zünd' andere dafür an.“

Recht christlich gedacht. Ein Menschenkenner aber war der, welcher über den Eingang seines Hauses das Sprüchlein setzen ließ:

„Allen, die mich kennen,
Denen gebe Gott, was sie mir gönnen.“

Nun zu den Trinkstuben. Im Ratskeller zu Lübeck sieht der Besucher ein mittelalterliches Wandbild, das ihm zeigt, wie ein paar ehrwürdige Matronen die junge, tiefverschleierte Braut dem fröhlich entgegenhüpfenden Bräutigam zuführen. Darunter steht zu lesen:

„Manniche Mann lude singt,
Wenn man em de Brud bringt.
Wenn he wüßte wat man em brochte,
He woll lieber weenen mochte.“

In einer andern Trinkstube Norddeutschlands (Hildesheim) lehrt uns ein Verslein:

„Ob Rittersmann, ob Lanzknecht,
Ein jeder gern sein' Schoppen stecht.“

Nach bayerischer Art derb und gewiß aufrichtig gemeint ist die Mahnung im Kapferbräu zu Murnau:

„Sprich' nit 'so viel, du Schuff!
Bier will ich, doch nit Luft.“

Das dürfte heutzutage fast überall stehen. Sind doch die „Feldweibelborten“ oft so bedeutend, daß sie nahezu das obere Drittel des Glases einnehmen.

„Maß halten ist schwer“, liest man unter einem Bilde in einem Münchener Bräuhaus, das uns eine Kellnerin zeigt, die in jeder Hand fünf Maßkrüge hält.

(Fortsetzung folgt.)

Das Zauberwort.

Im Hintergrund der Szene wartet schweigend der neue Präsident der Vereinigten Staaten, Harding, sieht gelassen zu, wie Europa sich den Kopf zerbricht und ratlos über die Verteilung der Wiedergutmachungskosten sich streitet. Er läßt die Streitenden warten, bis die Verhandlungen dort angelangt sind, wo sie schließlich anlangen müssen: Bei der Einsicht, daß kein Land mit dem Bleigewicht überpannter Verpflichtungen existieren kann, daß in keinem Lande Arbeit geleistet werden kann, wenn der Ertrag an die fremden oder eigenen Parasiten abgeliefert werden soll, und daß, wenn ein einziges der unter sich solidarischen Wirtschaftsgebiete unter solchen Lasten erstickt, auch die anderen erstickten. Parasiten, das sind all die sichtbaren und unsichtbaren, anonymen und bekannten wirtschaftlichen Kräfte, die rein negativ wirken: Die auslaugende Kraft des eigenen Staates, der Mittel zur Erhaltung von Kriegstrüppeln, wuchernder Bürokratie und unmäßigen Zahlen von Armen, Entkräfteten und Arbeitslosen benötigt, die auslaugende Kraft fremder Staaten, die Guthaben und Zinsen eintreiben wollen — seien es Krieganleihen oder Kriegskontributionen, es kommt auf eins heraus — schließlich die auslaugende Kraft großer Teile des Volkes, die entweder ihre Arbeitskraft verknappen oder Spekulationsgewinne oder arbeitsloses Einkommen anderer Art entziehen. Diese den Wirtschaftsorganismus lähmenden Parasiten, die wie schleimende Gifte wirken, gilt es zu entfernen; gelingt es, dann ist die Zukunft gesichert. Gelingt es nicht, so wird das Siechtum weitergreifen, bis es in einer akuten Krankheit ausbricht.

Der deutsche Außenminister Simons ist mit seiner Delegation, 55 Personen stark, abgereist. „Fest bleiben!“ schrien ihm die Berliner nach. Er blieb bis jetzt vor allem den fremden Journalisten gegenüber fest, denen er auch kein Wort der deutschen Gegenvorschläge verriet. Er wird sie in London mündlich vorlegen. An die Öffentlichkeit gelangte